

27. Februar 2011

Mit fremder Feder

Ghostwriter sind gefragt

Die Plagiats-Affäre um Karl-Theodor zu Guttenberg hat sie in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt: Ghostwriter, die für viel Geld Doktorarbeiten verfassen. Die Nachfrage besteht. Nur: Ist der Dokortitel so viel wert?

Von Christine Brand

Thomas Nemet hat keine schlaflosen Nächte. «Wir geben unseren Kunden mit auf den Weg, dass die Arbeit nicht ihr geistiges Eigentum ist und sie dies so kennzeichnen sollen – tun sie das nicht, kann ich nichts machen.» Für die Moral Dritter sei er nicht verantwortlich. Punkt. So einfach ist das.

Nemet ist von Beruf Ghostwriter. Er führt die Firma Acad Write, die ihren Hauptsitz unlängst von Deutschland nach Kloten verlegt hat. Die Firma – das heisst Nemet selbst und seine angeblich 250 zumeist freien Mitarbeiter – verfasst für «Gott und die Welt wissenschaftliche Arbeiten». Viel konkreter wird Nemet nicht, wenn es um seine Kundschaft geht. Diskretion wird grossgeschrieben. Nur so viel: «Ich mutmasse, dass viele Studenten unter Zeit- und Erfolgsdruck stehen oder andere Probleme haben und dann eine wie immer geartete Hilfe in Anspruch nehmen.» Diese «Hilfe» kann in etwa so aussehen, dass Acad Write ganze Seminararbeiten oder Dissertationen verfasst. Diese haben ihren Preis, er variiert je nach Umfang und Fachgebiet. «Eine Dissertation in Kernphysik kostet zwischen 50 000 und 100 000 Franken», sagt Thomas Nemet. Gegen 5000 Arbeiten habe Acad Write seit 2004 abgeschlossen. Rund zehn Prozent der Aufträge stammten aus der Schweiz.

Unfreiwillige Popularität

Im Internet finden sich zahlreiche Anbieter wie Acad Write. Die Branche erlebt derzeit unfreiwillige Popularität, weil in der Plagiatsaffäre um Karl-Theodor zu Guttenberg auch der Verdacht geäussert wurde, der Minister habe seine Doktorarbeit nicht selbst (ab-)geschrieben. Thomas Nemets Kunde war er indes nicht: «Wäre er bei uns Kunde gewesen, wäre ihm das nicht passiert.» Bei Acad Write würden die Arbeiten strengen Sicherheitsprüfungen unterzogen. Es komme auch eine Plagiats-Software zum Einsatz – dieselbe, die Universitäten anwenden.

Seit das Internet und die Tastenkombination «copy-paste» das Abkupfern zur Verlockung machen, stellen Plagiate für Universitäten vermehrt ein Problem dar. «Wir haben schon Strafen ausgesprochen», sagt Thomas Hildbrand, der Leiter des Bereichs Lehre an der Universität Zürich, der für die Plagiats-Prävention zuständig ist. Schöpfe ein Professor bei einer Arbeit Verdacht, werde der Universitäts-Anwalt eingeschaltet. Dieser prüft die Textstellen und ob es sich um unlauteres Abschreiben handelt. Falls ja, drohen Sanktionen. Sie reichen von der Benotung mit einer Eins bis hin zum mehrsemestrigen Studium-Ausschluss. Weit schwieriger zu erkennen ist laut Hildbrand, wenn ein Student die ganze Arbeit von einem Ghostwriter schreiben lässt: Es gibt weder verräterische Stilbrüche noch technische Überprüfungsmöglichkeiten.

An Schweizer Universitäten sind bisher kaum Doktorarbeiten von Ghostwritern aufgefallen. Was nicht heisst, dass es sie nicht gibt: Der Münchner Wirtschaftsprofessor Manuel Theisen, der seit Jahren Material über ertrogene Dokortitel sammelt, schätzt, dass drei Prozent aller Doktorarbeiten aus fremder Feder stammen. Dass sich manche Studenten zumeist dank elterlicher Hilfe eine Doktorarbeit für mehrere zehntausend Franken erkaufen könnten, steht ausser Frage.

Nur: Ist ein Dokortitel wirklich so viel wert? Lohnt es sich, mehrere zehntausend Franken dafür aufzuwerfen – oder, im besseren und ehrlichen Fall, drei bis fünf Jahre Arbeit zu investieren? «Jein», sagt Markus Schneider, der Geschäftsführer der PKS Personal und Kaderselektion AG. Jein, weil es keine eindeutige Antwort auf diese Frage gebe: «Es kommt auf die Position und die Branche an.» In vielen Bereichen sei der Titel allein nicht mehr matchentscheidend. Gerade in der Wirtschaft stelle ein Doktorat nicht zwingend ein Gütezeichen dar; es stehe weder für strategische und operative Erfahrungen noch für Führungsqualitäten. Oft sei ein MBA-Abschluss gefragter. «Bei einem Bewerber muss das Gesamtpaket stimmen. Kommt ein Dokortitel hinzu, kann er das Tüpfelchen auf dem i sein – muss aber nicht», sagt Kadervermittler Schneider.

«Man darf sich keinen Illusionen hingeben bezüglich des Werts des Doktorats», sagt auch Stefan Wolter, Professor für Bildungsökonomie an der Universität Bern. Ihm habe man vor 20 Jahren dringend davon abgeraten, eine Doktorarbeit zu schreiben – man glaubte damals, der Titel werde bald nichts mehr wert sein. «Doch heute hat der Dokortitel noch die genau gleiche Bedeutung wie vor 20 oder 40 Jahren.» Und in gewissen Gebieten ist er nach wie vor unerlässlich: «Wer eine akademische Laufbahn einschlagen will, kommt um das Doktorat nicht herum», sagt Wolter. Wichtig sei der Titel auch in wissenschaftsnahen Sektionen, in der Chemie, den Naturwissenschaften: in den Forschungsabteilungen von Novartis, Roche, IBM. «Die Doktorarbeit belegt, dass schon eine Forschungsleistung vollbracht wurde.» Nützlich sei der Titel ebenso in den klassischen Stabsfunktionen, wo wissenschaftliche Respektabilität ausgestrahlt werden müsse: Wer den Dokortitel hat, wird eher Chefökonom oder Chefjurist.

In allen anderen Bereichen ist der Dokortitel laut Stefan Wolter ein «Nice-to-have»: Nett, ihn zu haben, aber nötig ist er nicht. Mitunter könne das Doktorat gar ein Nachteil sein: «In den drei bis vier Jahren, in denen der eine an seiner Doktorarbeit schreibt, hat der andere, der mit dem Master in den Job eingestiegen ist, bereits Karriere gemacht», meint Wolter. Diesen Vorsprung könne der Doktor trotz seinem Titel womöglich nicht mehr wettmachen. Und nicht mal im Portemonnaie zahlt sich der Dokortitel aus: Falls er überhaupt einen Lohnvorteil bringt, vermag dieser den Aufwand, der benötigt wurde, um den Titel zu erlangen, nur knapp zu übersteigen.

Mehr Doktorate

Trotzdem hat der Dokortitel bei den Studierenden nicht an Attraktivität eingebüsst. Im Gegenteil: 20 120 Studenten (16 Prozent) schlossen letztes Jahr mit dem Doktorat ab – vor zehn Jahren waren es erst 13 Prozent. Für Ghostwriter Thomas Nemet sind dies gute Nachrichten. Schon heute übersteigt die Nachfrage sein Angebot: «Ich bin auf der Suche nach Mitarbeitern.»

Von Brecht bis Guttenberg

Von Brecht bis Guttenberg

Berühmte Plagiate

Der erste übermittelte Plagiatsfall führt ins erste Jahrhundert nach Christus zurück – ein Poet hatte fremde Gedichte als die seinen vorgetragen. Plagiate –

dass jemand Fremdes als sein Eigenes ausgibt – haben auch in Literatur, Musik und Wissenschaft eine lange Geschichte.

Schon **William Shakespeare** hat sich in seinen Werken Ideen anderer zu Nutzen gemacht.

Bertolt Brecht verwendete in der «Dreigroschenoper» fremde Verse neu.

In der Wissenschaft hat Karl-Theodor zu Guttenberg einen prominenten Plagiatskollegen: **Vladimir Putin** soll grosse Teile seiner Dissertation wörtlich aus einem Buch abgeschrieben haben – immerhin hat er dessen Titel im Literaturverzeichnis genannt.

Das akademische Ghostwriting lässt sich seit rund 500 Jahren nachweisen. Im 18. Jahrhundert war es gar gang und gäbe: Gelehrte waren oft so schlecht bezahlt, dass sie ihre Forschungsergebnisse nicht veröffentlichen konnten. Also verfassten sie ihre Arbeiten gegen Entgelt nicht nur unter ihrem, sondern auch unter dem Namen junger Akademiker aus gutem Hause. Es handelte sich vor allem um Dissertationen. (cbb.)

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von NZZ Online ist nicht gestattet.

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

http://www.nzz.ch/nachrichten/startseite/mit_fremder_feder_1.9696949.html